Rekonstruktion der Rede zur Verleihung der Ehrenpromotion, ein wenig angereichert.
Freiburg, 15. Mai 2019
P. Klaus Mertes SJ

Liebe theologische Fakultät an der Uni Freiburg, liebe Anwesende,

zunächst einmal möchte ich sagen, dass ich mich freue. Ich freue mich über die Vielen, die hierhergekommen sind. Ganz besonders freue ich mich, Schülerinnen und Schüler zu sehen, aktuelle und ehemalige. Ich freue mich auch über einen ganzen Bus mit den Freunden der Domfestspiele, die aus St. Blasien hierhergefahren sind. Ich freue mich über Bekannte und Freunde, die auch weitere Wege nicht gescheut haben, hierher zu kommen, und die ja schon eingangs namentlich in der Begrüßung erwähnt wurden.

Ich freue mich über die Ehrung. Ich freue mich darüber, dass es die theologische Fakultät ist, die diese Entscheidung getroffen hat, mir eine Ehrenpromotion zu verleihen. Das gibt mir die Gelegenheit, meine Freude über die Theologie zum Ausdruck zu bringen. Ich verdanke der Theologie so viel. Theologie ist ein wunderbares Fach, vielseitig, unerschöpflich, zugleich das wichtigste Instrument, um sich im Dialog den Menschen zu nähern, auch den Wissenschaften, und um gemeinsam mit den Menschen und in menschlicher Geschichte die Spuren Gottes zu entdecken. Magnus Striet hat es gerade in seiner Laudatio mit Hinweis auf Karl Rahner gesagt: Gottes Geschichte erschließt sich in der Menschengeschichte.

Ich entnehme der Würdigung auch den Hinweis darauf, dass Theologie nicht nur an der Universität vorkommt. An vielen anderen Orten kommt es darauf an, dass wir gerade als Theologinnen und Theologen präsent und ansprechbar sind. Die Leute wollen, dass wir mit ihnen über die Frage nach Gott sprechen. Sie haben Fragen, sie haben Erfahrungen. Sie haben den Anspruch darauf, dass wir beim Zuhören, beim Predigen, im Unterricht und im Gespräch bis hin zu den Debatten in den Kneipen und auf den Markplätzen gewissene Niveau-Standards nicht unterschreiten, wenn wir über Gott sprechen – auch nicht gewisse Rationalitätsstandards. Die Menschen sind zu Recht anspruchsvoll, denn die Frage nach Gott ist eine höchst anspruchsvolle Frage. Die Universität hat die vornehme Aufgabe, Theologinnen und Theologen auszubilden, die dann in der pastoralen Tätigkeit, im Alltag, in der Begegnung mit den großen Fragen und Erfahrungen des Lebens wirken, Erfahrungen, die – Gott sei Dank – niemand planerisch vorwegnehmen kann wirken.

Ich freue mich über die Ehrung auch deswegen, weil sie mir die Gelegenheit gibt, der Theologie zu danken. Ich habe eine tolle Theologie studieren dürfen in den 80iger Jahren, nicht nur in der Hochschule St. Georgen in Frankfurt, sondern auch an anderen Orten, und bei der Lektüre von Büchern, die nicht nur in Frankfurt, sondern andernorts und zu anderen Zeiten geschrieben wurden. Oft wird gesagt, die Theologie müsse sich bewegen. Ich finde, dass sich die Theologie in den letzten Jahrzehnten unglaublich bewegt hat. Wir haben weniger ein Bewegungsproblem als ein Rezeptionsproblem von Theologie. Die Bewegung wird weitergehen. Es gibt keinen statischen Punkt, an dem die Theologie zu ihrer Vollendung kommt und dann nur noch in ihrer endgültigen Form durch die Geschichte weiter getragen werden kann. Die menschliche Gegenwart bleibt neben Schrift und Tradition der Ort, an dem Theologie bewegt wird. Auch die menschliche Erfahrung ist ein locus theologicus, auch in der Gegenwart. Das gilt dann auch für die vielen großen Fragen, die heute durch den Missbrauch innerhalb der Kirche aufbrechen.

Ich habe drei Zitate mitgebracht aus meiner Lektüre der letzten Tage. Sie können uns vielleicht auch noch bei unseren Gesprächen beim anschließenden Empfang beschäftigen. Das erste Zitat stammt aus jüngsten Pressenachrichten über die Beerdigung von Jean Vamier vor einigen Tagen:

„Vanier traf es schwer, als Vorwürfe gegen seinen Mentor Pater Philippe bekannt wurden, dieser habe junge Frauen sexuell missbraucht. Als eine Arte-Dokumentation Anfang März erstmal Zeugen zu Wort kommen ließ, war Vanier schon zu schwach, um sich zu äußern. Zuvor hatte er eingestanden" – und dies ist nun die Formulierung, auf die es mir ankommt: „die Leiden der Missbrauchsopfer unterschätzt zu haben."

Ich zitiere diesen Satz nicht, um daraus einen Vorwurf zu formulieren. Vielmehr höre ich die Erschütterung mitschwingen: „Ich habe die Leiden der Opfer unterschätzt." Ich finde es groß, eine solche Selbsterkenntnis am Ende des Lebens zuzugeben, zugeben zu müssen: „Ich habe die Leiden der Missbrauchsopfer unterschätzt." So viele reden über den Missbrauch, aber begreifen dabei nicht, dass sie nicht begriffen haben, was die Leiden der Missbrauchsopfer sind, und was nicht die Missbrauchsopfer, sondern auch die Leiden „sagen". Aber wenn man sich den Geschichten der Missbrauchsopfer öffnet, so ist es wichtig, es genau in dieser Haltung zu tun: Nicht meinen, immer schon begriffen zu haben, was sie einem berichten. Im Gegenteil: Zu meinen, immer schon begriffen zu haben, hindert beim Hören, zumal dann, wenn das Hören verbunden ist mit schmerzlichen Einsichten über sich selbst, über das eigene Nichtverstehen, und auch über das Nichtverstehen des Systems, dessen Teil ich bin, zu dem ich mich bekenne, zu dem ich gehöre – weswegen die Geschichte bei mir ja an der richtigen Adresse angekommen ist. Ich möchte jetzt nicht im Einzelnen inhaltlich entfalten, was ich inzwischen begriffen habe – und was ich auch an mein Nichtbegreifen begriffen habe. Auch nach knapp zehn Jahren seit 2010 berührt mich der Satz von Jean Vanier: „Ich habe die Leiden der Missbrauchsopfer unterschätzt". Dieser Satz ist die Eingangstür in die Haltung des Hörens. Genau das ist auch die geistliche Dimension des Hörens: Theologische Reflexion bezieht sich auf ein Ereignis oder eine Größe, die ich bisher noch nicht verstanden habe. Und das ist gerade deswegen theologisch, weil Gott ja gerade diejenige Größe ist, die nicht verstanden ist, wenn man meint, sie verstanden zu haben – um hier einmal frei nach Augustinus zu formulieren. Magnus Striet hat gesagt, in meinen theologischen Texten schwinge immer auch Frömmigkeit mit. Er hat das mit Vorsicht gesagt. Das hat mich freudig überrascht, denn so habe ich das noch nie gesehen. Aber es stimmt. Ich fühle mich verstanden.

Mein zweiter kurzer Text, den ich mitgebracht habe, bezieht sich auf das Problem der Glaubwürdigkeit. Bei Jesaja, im 1. Kapitel Vers 13 ff. lesen wir: „Bringt mir nicht länger sinnlose Gaben dar, sie sind für mich widerliches Räuchwerk. Neumond und Sabbat, Versammlungen und Feiern, ich ertrage nicht eure schändlichen Feste ...". Hier wird von der prophetischen Seite her das Glaubwürdigkeitsthema auf den Punkt gebracht: Wenn die Gottesdienste, die wir feiern, und das Leben, das wir leben, nicht mehr übereinstimmen, geraten die Feste, die liturgischen Handlungen, der Sabbat als der zentrale Tag des jüdischen Gottesdienstes in die Krise. In dem Augenblick aber, wo man den Verlust der eigenen Glaubwürdigkeit erkennt, steht mit aller Macht der Wunsch auf, die Glaubwürdigkeit wieder zu gewinnen. Das Problem ist allerdings, dass man die Glaubwürdigkeit nicht zurückgewinnt, wenn es einem nur darum geht, die Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen. Keine Institution, keine Person erhält neue Glaubwürdigkeit, wenn ihr nichts wichtiger ist als die eigene Glaubwürdigkeit. Man kann nicht über die narzisstische Selbstumdrehung aus der narzisstischen Selbstumdrehung herauskommen. Im Gegenteil: Man beschleunigt die Selbstumdrehung, wenn man ihr durch Selbstumdrehung entkommen will. Ich nenne dies das Glaubwürdigkeitsparadox. In diesem Paradox steckt die Kirche. Sie kommt da nur heraus, wenn sie durch ihr Verhalten, ihre tägliche, schmucklose, nicht auf öffentliche Wirkung zielende Arbeit im „Weinberg des Herrn" macht, wozu sie da ist, und dadurch zeigt, was ihr noch wichtiger ist als sie selbst. Und das gibt es ja, dieses Wichtigere. Darauf bezieht sich Theologie.

Ein weiterer Gedanke beschäftigt mich in diesem Zusammenhang seit längerer Zeit, ein Thema für die Theologie: Der Prophet sagt: „Wort des lebendigen Gottes: Ich ertrage eure schändlichen Feste nicht." Können wir uns einen solchen prophetischen Satz, der ein „Wort Gottes" über das Volk Gottes und seine Feste ist, auch vorstellen als einen Satz, der über die Feste der Kirche gesprochen wird, einschließlich ihrer liturgischen Feiern, einschließlich der Eucharistie? Ich bin

in der grundlegenden und nach wie vor sinnvollen Unterscheidung zwischen Amt und Person groß geworden – sie macht ja schon im säkularen Bereich Sinn. Die Gültigkeit einer amtlichen Handlung ist nicht abhängig von der Würdigkeit der Person, die die Handlung vollzieht. Wäre dies der Fall, würde es vermutlich, zumal ich nicht an moralische Lichtgestalten glaube, gar keine einzige gültige amtliche Handlung geben. Soweit, so gut. Aber kann es nicht doch sein, dass amtliche Handlungen ihre Gültigkeit verlieren, wenn die Akteure dieser Handlungen, in diesem Fall eben die geweihten Amtspersonen, so sehr an Glaubwürdigkeit verloren haben, dass dadurch auch die Gültigkeit ihrer Handlungen – um das Mindeste zu sagen – gefährdet ist? Aus der Opferperspektive stellt sich diese Frage in radikalster Weise, wenn der Missbrauch im Kontext sakramentaler Amtshandlungen erfahren wurde. Macht man es sich nicht theologisch (!) zu einfach, wenn man zwar respektiert, dass diese Handlungen für die Betroffenen dann zwar nicht mehr als heilsvermittelnd erlebbar sind, aber zugleich stillschweigend daran festhält, dass sie es natürlich objektiv doch sind und bleiben – wegen der Unterscheidung von (heiligem) Amt und (unwürdiger) Person? Die Behauptung, dass die sakramentalen Handlungen auch in den schlimmsten Fällen des Glaubwürdigkeitsverlustes durch Missbrauchstaten trotzdem auf der objektiven Ebene gültig bleiben, wäre für die Opfer eine unerträgliche Aussage.

Die Frage führt in eine Grauzone. Wie kann diese Grauzone theologisch fruchtbar sein? Um das Mindeste zu sagen: Das theologische Sprechen über die sakramentale Struktur der Kirche kann aus der Falle der identitären Verknüpfung von Amt und Person herauskommen, in der sie steckt. Sonst bleibt nämlich tatsächlich keine Möglichkeit, gerade auch denjenigen theologisch entgegenzukommen, die den geistlichen Missbrauch erlebt haben – egal ob mit oder ohne sexualisierte Gewalt. Das führt dann aber zu einer weiteren Frage: Wo ist denn Christus nahe, so nahe wie in der Eucharistie für diejenigen, für die die sakramentale Ordnung und ihre Verlässlichkeit in der Vermittlung der Gegenwart Christi so tief erschüttert ist? Die Frage führt hinaus in die Weite (nebenbei: auch aus der Enge von „katholischem" Hochmut gegenüber „evangelischen" Abendmählern), und zurück zu dem Jesaja-Zitat. Unsere liturgischen Feierlichkeiten sind eben tatsächlich dem Herrn auch heute ein Ärgernis, wenn sie nicht im Zusammenhang eines Lebens und einer Praxis stehen, die weit über den Gottesdienst im engeren Sinne des Wortes hinaus auch als eine Praxis der Liebe Gottes erfahrbar sind – sowohl aktiv als auch, noch wichtiger, wie bei der Eucharistie: Empfangend.

Mein drittes und letztes Zitat bezieht sich auf einen Text, den ich gestern auf katholisch.de gelesen habe. Ich anonymisiere die Namen, weil ich niemanden hier persönlich diskreditieren will: „Minister X und die Bischöfe Y und Z haben Opfer von Misshandlungen und Medikamentenversuchen aus staatlichen und kirchlichen Behinderteneinrichtungen um Entschuldigung gebeten. Bischof Y (der katholische Bischof) erklärte am Montag, er habe sich vielfach die Frage gestellt, wie es in katholischen Einrichtungen zu diesem Unrecht kommen konnte. Wie konnten Menschen so brutal sein, so Y. Was in den Einrichtungen passiert sei" – und jetzt kommt wieder die Formulierung, auf die es mir ankommt: „sei nicht nur Kindesmissbrauch, sondern auch Gottesmissbrauch."

Das ist eine von diesen vielen Formulierungen, bei denen ich stutze und mich frage, ob unsere theologische Sprache stimmt, wenn wir über Missbrauch sprechen. Ich verstehe das Anliegen, das hinter dieser Formulierung steckt: dem persönlichen Entsetzen über die besondere Fallhöhe von Missbrauch in der Kirche Ausdruck verleihen. Doch das Entsetzen führt dann wieder zu unbedachter, ja: übergriffiger Sprache. Alleine schon der Begriff des „Kindesmissbrauchs" ist problematisch, da es ja keinen richtigen „Gebrauch" von Kindern gibt. Hinter dem Wort vom „Gottesmissbrauch" - in der Gleichsetzung mit Kindesmissbrauch – steht der Satz aus dem Gerichtsgleichnis Mt 25, in dem sich Christus mit den Opfern in eins setzt. Ist es aber aus der Perspektive der Opfer richtig, wenn ihnen eine theologische Formulierung entgegenschlägt, die sie hören könnten nach dem Motto: Eigentlich bist nicht Du missbraucht worden, sondern Gott. Ist da nicht die theologische Deutung, die Gott mit den Opfern gleichsetzt, schon wieder ein Übergriff auf die Betroffenen? Vor allem dann, wenn solche Deutungen ihnen aus dem Raum der

Kirche, von kirchlichen Amtsträgern entgegenkommen, die gerade unter der Anklage der Opfer stehen? Theologische Sprache kann sehr schnell übergriffig sein. Das betrifft auch die anderen Metaphern: Schmutz, reinigen und putzen; Last, Entlastung, Vergebung, und so weiter. Oft steigert sich theologisierende Rhetorik über den Missbrauch in höchste Höhen und wendet sich gerade so von den Betroffenen ab, und auch von der Mühsal der nüchternen Beschreibung dessen, was Opfern geschehen ist und worin ihr unterschätztes Leiden besteht. Die Erzählung der Geschichte, wie sie war, löst die wahre Erschütterung aus, nicht die theologische Überhöhung des Entsetzens. Hier sehe ich ein Schlüsselthema, an dem auch die Theologie arbeiten muss, nicht nur die Universität, sondern insgesamt, wenn es um Missbrauch und Kirche geht. Einerseits ist die Erfahrung der Opfer aufgrund der vom Evangelium her geglaubten Nähe zwischen Opfern und Christus ein locus theologicus, andererseits kann genau dies zu einer Falle für neue Übergriffigkeiten werden.

Also: Ich freue mich über die Ehrung, danke Ihnen für Ihr Kommen und wünsche uns nun noch gute Gespräche.